

Landesbischof Dr. Johannes Friedrich:

Miteinander lernen, die Liebe zu entdecken

Laudatio zur Verleihung des Eugen-Biser-Preises an
Scheich al-Habib Ali Zain al-Abidin al-Jifri
am 22. November 2008

Anrede,
die drei muslimischen Gelehrten, die wir heute ehren, haben etwas Wichtiges vollbracht – und dies in mehrfacher Hinsicht.

Sie gehörten zu denen, die im Herbst 2006, als die islamische Welt mit der Regensburger Rede des Papstes konfrontiert war, für den Weg des konstruktiven Dialogs eintraten. Der Brief der 38 Gelehrten, den sie initiierten, war ein Zeichen dafür, dass die Beziehungen zwischen Islam und Christentum nicht auf den berüchtigten „clash of civilizations“ hinauslaufen sollten. Es gehörte in der erregten Stimmung jener Wochen Besonnenheit und Standfestigkeit dazu, in dieser Weise nicht nur auf den Papst zu zugehen, sondern überhaupt auf das Christentum.

Doch damit nicht genug – ein Jahr später waren aus den 38 Gelehrten 138 geworden, und diese 138 hatten sich auf theologische Aussagen von erheblicher Tragweite geeinigt. Zu diesen 138 Gelehrten gehören Sunniten und Schiiten, Denker aus unterschiedlichen Rechtsschulen und Traditionen und aus sehr verschiedenen Regionen der Erde, aus Ländern, die ausschließlich vom Islam geprägt sind, und aus Staaten, in denen die Muslime eine Minderheit sind und mit Angehörigen unterschiedlicher Religionen zusammen leben, aus Ländern, die über großen Reichtum verfügen und aus Regionen tiefer Armut.

Wer jemals versucht hat, innerhalb des Christentums über die Grenzen der Konfessionen, der theologischen Schulen und der Nationen hinweg für einen theologischen Text Zustimmung zu finden, weiß, welche Herkules-Arbeit hier zu leisten war. Und auch die jüdischen Gelehrten aus den Vereinigten Staaten, die vor einigen Jahren für das wunderbare Dokument „Dabru Emet“ („Redet Wahrheit“) über die Beziehungen zwischen Christentum und Judentum um Zustimmung warben, können ein Lied davon singen, was die Mühe um einen Konsens in der eigenen Religionsgemeinschaft bedeutet.

Die wichtigste Leistung der drei Gelehrten, über das Festhalten am Dialog und über die Arbeit an einem innerislamischen Konsens hinaus, liegt allerdings im Inhalt des Dokuments. Es ist eine Darlegung über die Liebe zu Gott und zum Nächsten, die auf sorgfältiger Auslegung von Texten der Bibel und des Korans sowie von Überlieferungen der islamischen Tradition beruht. Es hat wohl noch selten, vielleicht noch nie ein offizielles muslimisches Dokument gegeben, in dem die Bibel mit so viel Einfühlung und Respekt zitiert wurde. In Anspielung auf eine Stelle des Koran, die sich auf das Verhältnis zu den Christen bezieht, trägt das Dokument die Überschrift „A common word“ – „ein gemeinsames Wort“.

Nun gibt es viele Christinnen und Christen, auch an verantwortlicher Stelle in den Kirchen, die sagen: Ich lasse mir doch nicht von Muslimen erklären, was das Zentrale des christlichen Glaubens ist! Dieses Argument sollten wir in diesem Fall beiseite stellen. Es geht ja um etwas anderes: nämlich, dass Muslime versuchen, sich in das Zentrale des christlichen Glaubens einzufühlen. Das ist durchaus aller Ehren wert.

Dass es etwas Gemeinsames zwischen Islam und Christentum gibt – inzwischen hat auch ein jüdisch-muslimischer Dialog zum gleichen Thema begonnen – und dass das Zentrum dieser Gemeinsamkeiten in der unbedingten Liebe zu Gott und zum Nächsten liegt, das ist nun allerdings eine These, die nicht nur religiös und theologisch, sondern auch weltpolitisch von höchster Bedeutung ist. Nicht umsonst wird im Brief der 138 selbst darauf hingewiesen, dass Muslime und Christen zusammen etwa 55% der Menschheit ausmachen, und dass in der Welt kein Friede sein kann, wenn zwischen den Angehörigen von Islam und Christentum kein Friede ist.

Die christliche Rezeption des Dokuments „A common word“ hat eben erst begonnen. Viele christliche Gemeinden haben sich mit diesem Text noch nicht beschäftigt. Sicher gibt es auch manche Moschee auf dieser Welt, in der von „A common word“ noch nichts zu hören war. Auf Weltebene aber hat die Diskussion um „A common word“ jetzt schon erhebliche Bedeutung, die zweifellos in den nächsten Jahren auch die Gemeinden erreichen wird.

Der Ökumenische Rat der Kirchen hat im Sommer dieses Jahres „Vorschläge an die Kirchen für eine Antwort auf ‚A common word‘“ vorgelegt, die die Überschrift tragen „Miteinander lernen, die Liebe zu entdecken“. Es gibt noch keine offizielle Übersetzung ins Deutsche. So gebe ich die Hauptaussagen in meiner eigenen deutschen Version wieder.

Eine Regel für den interreligiösen Dialog, die der ÖRK formuliert, kann ich nur unterstreichen. Der ÖRK sagt: Es „muss unzweideutig erklärt werden, dass Christen bereit sein sollen, sich über den Islam so zu informieren, dass sie genau auf das hören, was Muslime selbst lehren, und dass Muslime bereit sein sollen, sich über das Christentum so zu informieren, dass sie genau auf das hören, was Christen selbst lehren.“ Das klingt scheinbar selbstverständlich. Aber die Kenner wissen, dass diese Regel noch lange nicht überall beachtet wird, auch nicht hier in Deutschland. Übrigens ist dies noch nicht einmal im innerchristlichen Dialog zwischen Katholiken und Evangelischen selbstverständlich, wenn man nicht gerade in einem Dialog steckt, der von der Eugen-Biser-Stiftung initiiert ist.

Im Bereich christlich-islamischer Dialog ist dafür ein Beispiel die Frage nach der Einheit und Einzigkeit Gottes. Was verstehen Muslime wirklich unter Tawhid, der Einheit Gottes? Und was meinen Christen wirklich, wenn sie von Gottes Dreieinigkeit reden? Ein anderes Beispiel: Was verstehen Muslime und Christen wirklich unter „Offenbarung“? Und schließlich: „Im Islam wird Liebe zum Nächsten beschrieben als ein Handeln in Verantwortung und Großzügigkeit gegen die Bedürftigen in der Gemeinschaft. Im Christentum ist Nächstenliebe verstanden als eine Widerspiegelung von Gottes Liebe zur Menschheit in Jesus Christus. Diese Liebe überschreitet geografische und religiöse Grenzen und umfasst so die Menschheit in all ihren Teilen ohne Ausnahme wie es im Gleichnis vom barmherzigen Samariter ausgedrückt wird.“

Es wird deutlich: Ein Dialog, wie der ÖRK ihn vorschlägt und wie er selbst ihn führt, klammert Unterschiede nicht aus, aber er gebraucht diese Unterschiede auch nicht als Argument, um die Gemeinsamkeiten im Glauben zu leugnen oder gar ein gemeinsames Handeln von Christen und Muslimen in Misskredit zu bringen. Noch einmal ein Zitat des ÖRK: „Es ist eine dringende Notwendigkeit, dass, wenn Christen und Muslime betonen, was sie gemeinsam haben, sie ebenso Wege finden müssen, um Unterschiede zwischen ihnen anzuerkennen und zu respektieren, diese Unterschiede zu verstehen und nicht zu erlauben, dass sie Feindschaft nähren.“

Es liegt ein weiter, aber, wie ich glaube, auch verheißungsvoller Weg des christlich-islamischen Dialogs vor uns. Heute halten wir inne auf diesem Weg. Wir führen uns vor Augen, welchen Weg wir schon zurückgelegt haben, und wir danken von Herzen drei Männern, die uns ein großes Stück weiter gebracht haben.

Ich darf Ihnen einen der drei Gelehrten etwas näher vorstellen. Scheich al-Habib Ali Zain al-Abidin al-Jifri ist am 20. April 1971 in Dschidda geboren und dort aufgewachsen. Dschidda, der größte Hafen von Saudi-Arabien, ist das Tor zu den heiligen Städten Mekka und Medina. Doch Scheich al-Jifri betont in seinem Lebenslauf, dass ihn nicht nur das intellektuelle Milieu des Hedschas geprägt hat, sondern die Tradition, die sich mit dem Tal von Hadramaut und der Stadt Tarim im Jemen verbindet. Eine ununterbrochene Kette von Gelehrten, die bis zum Propheten zurückreicht, hat dort das heilige Wissen des Islam und Orientierung auf dem geistlichen Weg vermittelt. Nach der kommunistischen Machtübernahme im Süden des Jemen und der Errichtung der Volksrepublik im Jahr 1967 fanden diese Gelehrten Zuflucht im Hedschas. Zu „ihren Füßen“ – das altmodische Wort ist hier wohl angemessen – ist Scheich al-Jifri gebildet worden.

Nach dem Ende der Volksrepublik und der Wiedervereinigung des Jemen konnte der 20-jährige seine Studien in Sanaa fortsetzen und später in Tarim. Seine Lehrer waren berühmte jemenitische Gelehrte wie Habib Muhammad al-Hadaar und Habib Omar Bin Mohammed Bin Hafiz. 2002 wurde Scheich al-Jifri stellvertretender Dekan des Dar al-Mustapha, einer Hochschule für islamische Studien in Tarim. Schon ab 1991 begann er, in jemenitischen Städten und Dörfern zu lehren. Ab 1993 führte ihn seine Lehrtätigkeit auch ins Ausland, zunächst in die arabischen Nachbarländer, später in viele Länder Afrikas, Europas, Asiens und Amerikas.

In vielen Fernsehsendern des arabischen Sprachraums lehrt er für die breite Bevölkerung islamische Spiritualität und gestaltet auch ganze Sendereihen etwa zur Biografie des Propheten.

In den letzten Jahren hat sich Scheich al-Jifri verstärkt den Traditionen des Sufismus geöffnet. Bei einem Besuch in Bosnien ist deutlich geworden, dass er die speziell bosnischen Traditionen des so genannten „Volksislam“ positiv aufnimmt. Das ist ungewöhnlich für einen Gelehrten, der in Saudi-Arabien geboren ist – aber es hat ihm in Bosnien und offenbar auch in den Vereinigten Emiraten viele Herzen gewonnen. Nicht zuletzt hat diese Offenheit ihm ermöglicht, mit Dr. Cerić zusammenzuarbeiten und so auch die Türen für „A common word“ geöffnet.

Seit 2005 leitet Scheich al-Jifri die von ihm gegründete Tabah Foundation in Abu Dhabi (Vereinigte Emirate), die sich der Erneuerung islamischen Denkens gewidmet hat. 2007 wurde er zum Mitglied der königlichen Aal al-Bayt Foundation in Amman/Jordanien berufen. Spätestens seit dem „Brief der 38“ vom Oktober 2006 ist er ununterbrochen in der Sache der christlich-muslimischen Verständigung tätig.

Scheich al-Habib Ali al-Jifri, ich danke Ihnen von Herzen für den Dienst, den Sie uns allen getan haben und weiterhin tun.